Siebzehnte und achtzehnte Vorlesung.

So wie die Schweiz gleich nach dem ersten gelungenen Kampfe der Unabhängigkeit eine ansehnliche, ja eine große kriegerische Macht wurde, so auch Schweden, nachdem es sich von Dänemark frei gemacht hatte. Ueberhaupt haben in Europa Mächte von dem Anscheine nach geringer Größe gewöhnlich den entscheidenden Umschwung herbeigeführt, oder doch seinen Gang am meisten bestimmt. So Venedig zur Zeit der Kreuzzüge, die Schweiz in den burgundischen und italienischen Kriegen, und wie Holland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Europa eine neue Gestalt gegeben, so hat Schweden im siebzehnten Jahrhunderte geherrscht, in der ersten Hälfte desselben das große Frankreich an Glanz übertroffen. Aehnlich an kriegerischem Muthe, Sitteneinfalt und der ganzen Stammesart war die Schweiz und Schweden. Gleichwohl fand ein großer Unterschied Statt. In der Schweiz waren von frühern Zeiten an zwei ganz verschiedene Hauptbestandtheile; Bern, kriegsmuthig wie alle Schweizer, auch eroberungslustig zu den weitaussehendsten Entwürfen; dann die Alpenvölker, die eigentlich nur die Freiheit wollten auf ihren Bergen, jenen weitaussehenden Entwürfen dann und wann überredet, doch nicht von Herzen folgten, oft auch nicht; dazwischen Zürch, verschieden noch in seinen Grundsätzen von jenen, fester in den deutschen Zusam-

menhang verflochten, so mancher andern Verschiedenheiten und fremdartigen Bestandtheile nicht zu erwähnen. Hätten jene kühnen Entwürfe obgesiegt, so wäre wohl, wie es mehr als einmahl möglich schien, ein Theil von Schwaben, Elsaß, Tirol, Savoyen, Mailand mit vereint, an den Ufern des mittelländischen Meers für den Handel des Freistaats eine günstig gelegene Gränze erreicht, und das kriegerische Bern etwa so mächtig geworden, wie Rom vor dem zweiten punischen Kriege. Aber es wirkte die große Kraft nie ganz vereint, wie sie es bei gleichem Kriegsmuthe in Schweden war, unter einem Könige, dem geliebten Könige seines Volks aus Gustav Wasa's, des Befreiers Stamme. Doch schien es unter Gustav Wasa's ersten Nachkommen, als würde durch die neue Dynastie selbst der katholische Glauben über den neuen protestantischen wieder obsiegen, was bei der Art, wie der letzte durch Gustav Wasa hier eingeführt worden, nicht Wunder nehmen kann. Auch war die erste Unternehmung des freigewordenen, kriegerischen, eroberungslustigen Volks und seines Königs zunächst auf die Herrschaft im baltischen Meere und an seinen Küsten, gegen die streitigen Küstenländer des deutschen Ritter-Ordens gegen Pohlen und Preußen gerichtet. Der protestantische Glaube siegte, und der Kampf gegen Pohlen stählte nicht nur die Kraft, sondern ward selbst die Veranlassung zur Einmischung Schwedens in die deutschen Kriege. Pohlen, obwohl seit der Verbindung mit Litthauen eine bedeutende Macht, hatte bloß mit sich und seinen Nachbarn, den Preußen, Russen und Türken beschäftigt, keinen Antheil genommen an den großen Kämpfen Europa's unter Karl dem Fünften. Erst jetzt, nachdem der alte jagellonische Stamm erloschen war, ward es eben dadurch mit verflochten in die allgemeinen Verhältnisse und Streitigkeiten. Denn es schien vermuthlich, um den Streit zwischen den gleich Mächtigen unter den Einheimischen zu vermeiden, rathsamer, einen Auswärtigen zu wählen; auch konnten unter solcher Herrschaft alle, die stark genug waren, es zu wünschen und den Wunsch zu behaupten, völlige Freiheit desto eher erwarten, als unter einem Gebiether aus ihrer eigenen Mitte. Der erste Versuch mit einem

französischen Könige, dem nachmahligen Heinrich den Dritten, endigte schnell mit gegenseitigem Ueberdruße und mit der heimlichen Flucht des Fremdlings. Daß ein Fürst von Siebenbürgen zugleich König von Pohlen sei, konnte schon wegen des gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Türken vortheilhaft scheinen. Sollte ein ausländischer König bei der bestehenden Verfassung nicht ganz bloß ein Schattenbild ohne Kraft und Ansehen bleiben, so mußte er aus einem nicht zu entfernten Nachbarsreiche sein; ja wenn er selbst auch Besitzer und Beherrscher eines solchen Reiches war, konnte die Freiheit dadurch noch nicht gefährdet scheinen, eben weil diese anderweitige Macht eine entfernte fremde, keine einheimische war. Gedanken dieser Art müssen die Mächtigsten der Nation wohl geleitet haben, da wir bei allem Wechsel fortgehend zwei Partheien im Reiche finden, eine schwedische und eine österreichische, die zu verschiedenen Zeiten, mehrere aber nicht zur Ausführung gekommene Wahlen österreichischer Fürsten veranlaßte. Von österreichischer Seite ward diese Wahl so wenig gesucht, daß sie das erste Mahl ganz unerwartet kam; es waren jene allgemeinen schon angeführten Gründe der Partheien, welche ihr Verfahren bestimmten. Für Oesterreich sprach das alte Verhältniß mit Ungarn, das Band der gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen die Türken, und die Gleichheit der herrschenden Religion. Das schwedische Haus behielt dennoch die Oberhand; weil aber Siegmund katholisch war, verlor er Schwedens Krone, und schloß sich auch durch die Bande der Verwandtschaft an das kaiserliche Haus von Oesterreich; nur daß er im Kampfe gegen Gustav Adolph eher Hülfe von diesem erwartete, als daß er mit so vielen andern nachbarlichen Kämpfen beschäftigt, sie ihm hätte gewähren können. In größere Erschütterungen gerieth Rußland, welches in Maximilian des Ersten Zeitalter nach den mongolischen Verwüstungen unter Wasiliewitsch dem Großen sich schon zum Range einer der ersten Mächte erhoben hatte, jetzt von neuem durch das Erlöschen des alten Herrscherstammes. Pohlen und Schweden rangen um den Preis der russischen Krone, beide drangen tief in das Innere des Reichs. Endlich ermannte sich die Nation unter einer neuen

einheimischen Dynastie, und erhielt ihre Selbstständigkeit, wenn gleich mit dem Verluste einiger Provinzen. Geschieden war Rußland noch immer von dem übrigen Europa, nicht sowohl durch die Entfernung als dadurch, daß es der griechischen Kirche angehörte. Auf diese hatte die Lehre der Protestanten ungeachtet mehrerer Versuche nicht den mindesten Einfluß. So weit aber die katholische Kirche ihr Gebieth, so weit erstreckte der neue Glauben seinen Einfluß, auch auf Pohlen und Ungarn sehr bedeutend. Der Unterschied von der Einwirkung auf andre europäische Länder war hier zunächst nur der, daß nebst den in Deutschland und allen nordischen Ländern anerkannten Protestanten auch solche Secten, die in Deutschland und selbst im übrigen Europa gar nicht geduldet wurden, sich nach Pohlen und Siebenbürgen wandten. Duldung der verschieden Glaubenden war hier schon lange eingeführt durch die Nothwendigkeit, da ein so großer Theil des Volks der getrennten griechischen Kirche angehörte; und wenn es auch nicht reiflich durchdachter, anerkannter Staatsgrundsatz gewesen wäre, so war hier Schutz für die anderwärts nicht geduldeten leichter zu finden, schon wegen der nach Art orientalischer Reiche weniger strengen innern Einrichtung und Verwaltung; in Ungarn und Siebenbürgen um so mehr, da jenes zwischen österreichischer und türkischer Herrschaft getheilt war, dieses zwischen beiden wechselnd schwebte. Es hatte der Einfluß der Reformation, der wegen der innigen Verbindung mit Deutschland in Ungarn besonders stark war, in diesem Reiche zunächst nur die Folge, die Verschiedenartigkeit der Bestandtheile, aus denen diese Reiche selbst in Rücksicht der Abstammung und der Sprache zusammengesetzt sind, noch zu vermehren. Ob diese Verschiedenartigkeit der innern Bestandtheile dereinst zu desto allgemeinern Grundsätzen der Glaubensduldung, wie sie selbst in Holland und Deutschland nicht Statt fanden, führen; ob die Verschiedenartigkeit selbst zu einer desto reichern Gestaltung des Ganzen verknüpft werden, oder zur innern Uneinigkeit und Auflösung führen sollte, das blieb noch der Zukunft, dem Geiste, der sie beseelen, den Helden, die sie herbeiführen würde, überlassen. Mehr als einen großen Gesetzgeber und Volksbildner

hatte Ungarn unter seinen Königen gezählt; nur daß, was sie gewirkt, nebst den Früchten deutscher und italienischer Bildung in der türkischen Verwüstung großentheils wieder zu Grunde ging. Pohlen, von diesem Unglücke zwar verschont, hatte unter vielen durch kriegerischen Ruhm ausgezeichneten Königen gleichwohl keinen besessen, den großen Ludwig ausgenommen, welcher beide Reiche beherrschte, der als großer Gesetzgeber, Stifter, Volksbildner, das für Pohlen gewesen wäre, was Stephan im Mittelalter, Mathias Corvin in der Zeit aufblühender Wissenschaften für Ungarn waren. Die nächste Wirkung der sich hier ausbreitenden Reformation mußte bei der damahls herrschenden Erbitterung der Gemüther die sein, daß für das Haus Oesterreich dieser Theil seiner Macht viel unwirksamer ward. Außerdem war in Ungarn unter Kaiser Maximilian dem Zweiten gegen die Türken wieder einiges gewonnen worden; unter Kaiser Rudolph dem Zweiten ließ es sich auf das günstigste an, daß nebst Siebenbürgen sogar die ganze Wallachei, welche durch eigne Kraft unter einem muthvollen Fürsten sich vom türkischen Joche frei gemacht hatte, unter kaiserliche Hoheit und Schutzherrschaft kommen würde. Allein durch den Einfluß der Glaubenstrennung und der daher entstandenen Zwietracht und Kriege schwand jene Hoffnung bald wieder, und selbst Ungarn im Glauben getheilt, vermehrte weniger die Macht als die Gefahren des kaiserlichen Hauses zu der Zeit, da Ferdinand der Zweite es vom gänzlichen Umsturze rettete.

Schon unter Ferdinand dem Ersten zeigte sich die große innere Gährung, welche durch die Ausbreitung der neuen Lehre veranlaßt, in Rudolphs des Zweiten letzten Jahren eine so furchtbare Höhe erreichte. Gegen die, welche im schmalkaldischen Kriege in Böhmen sich ihm abtrünnig gezeigt hatten, glaubte der sonst gewiß weder harte noch herrschsüchtige Ferdinand Strenge zeigen zu müssen. Wie duldsam er übrigens in Glaubenssachen handelte und gesinnt war, ist bekannt. Noch mehr als er, Karls geliebter Maximilian der Zweite; lobenswerth zwar an sich, vielleicht aber zu nachgiebig für jene Zeiten. Wo einmahl zwei Partheien im entschiedenen Kampfe gegen einander stehen, da darf bei dem,

der zum Haupte und Führer der einen Parthei berufen ist, die Mäßigung gegen die andere nicht so weit gehen, daß die eigne Parthei das Zutrauen zu ihrem Führer verliert, oder gar viele, die eigne Fahne verlassend, zu den Grundsätzen und Meinungen der andern übergehen. Nicht die Abgeneigtheit des römischen Hofes, welcher den ersten österreichischen Kaisern der deutschen Linie so vieles zum Vorwurfe machte, was zu verhüthen oder zu verändern leider gar nicht in ihrer Macht gestanden hatte; nicht des Churfürsten von der Pfalz Erwartung und öffentliche Aufforderung an Kaiser Maximilian den Zweiten sich für die Protestanten zu erklären; wohl aber die Ungewißheit des öffentlichen Urtheils über seine wahre Meinung bei Katholischen, so wie bei Protestanten, und die Wirkungen, welche diese Ungewißheit nothwendig haben mußte, leiten uns darauf hin, die erste Ursache von der großen innern Gährung, die am Ende von Rudolphs Regierung in den österreichischen Staaten ausbrach, in Maximilians zu großer Nachgiebigkeit und Milde zu suchen. Daß er dabei ganz uneigennützig, daß er für sich selbst auch nichts weniger als schwankend, daß es nur Duldsamkeit war, die jenem Betragen zum Grunde lag, das kann ihn hinreichend rechtfertigen für den schönen Fehler, daß seine Gesinnung zu weit von der seines Zeitalters entfernt war, als daß er ihr ohne Gefahr für die Zukunft hätte folgen dürfen. Mag also auch wahr sein, daß er durch seine Nachgiebigkeit eben jene heftigen Ausbrüche, die er vermeiden wollte, nur desto mehr vorbereiten helfen, seine Absicht darf deshalb nicht verkannt werden. Auch würde er, hätte er länger gelebt und geherrscht, wahrscheinlich die Nothwendigkeit eingesehen haben, Festigkeit mit der Milde zu verbinden, und dann die großen Erwartungen, die man als Kaiser von ihm hatte, ganz erfüllt haben. Ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes wie des Herzens, besaß er im vollen Maaße, auch von Tapferkeit und kriegerischer Fähigkeit hatte er unzweideutige Beweise gegeben. Die im Schatten jener Milde angewachsene Gährung wieder zu beruhigen, war Rudolph der Zweite nicht geeignet, obwohl er an Geist und Kenntnissen den meisten Zeitgenossen weit überlegen

war. Seine Gedanken waren selten auf der Erde daheim: wie mußte die damahlige Zeit mit ihren erbitterten Leidenschaften, oft kleinlich eigennützigen Streitigkeiten dem erscheinen, der gewohnt war, und nichts mehr liebte, als sich einzig mit Tycho Brahe und Keppler am gestirnten Himmel mit dem Anblicke der ewigen Ordnung und Eintracht zu erfüllen! Es war jene Neigung nicht eine müßige Liebhaberei; er folgte nicht bloß den großen Männern in ihren Gedanken und Betrachtungen; er war selbst Forscher, Kenner in mehr als einem Fache der Naturkunde. Um so weniger freilich konnte er das sein und das leisten, was an seiner Stelle in jenem Andrange drohender Verhältnisse und herannahender Gefahr von ihm erwartet und gefordert ward. Doch war seine bei dieser Sinnesart sehr begreifliche Abneigung vor den Geschäften nicht Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl. Selbst in seinem letzten Zustande, da er ganz in sich gekehrt war und krank im Gemüthe schien, arbeitete er an Entwürfen des allgemeinen Friedens. Aber wo sollte der Frieden, der in der Betrachtung und der Liebe der Natur dem Herzen zu Theil wird, damahls Eingang finden in die erbitterten Gemüther des kämpfenden Zeitalters? — Diese unglückliche Geistesrichtung und endliche Geisteskrankheit Rudolphs, nebst der ungeduldigen Heftigkeit des ehrgeizigen Mathias, welchen erst die Uebereinkunft der Fürsten des Hauses, und sodann Deutschland berief, das schwankende Steuer der Herrschaft an Rudolph's Statt zu ergreifen, erregte nun in dem herrschenden Hause selbst eine Zwietracht und Gährung, wodurch die des Volks und des Staats erst recht gefahrvoll ward. Schon in der Jugend hatte Mathias, nach den Niederlanden während den ersten Unruhen berufen, gezeigt, daß es ihm an kluger Mäßigung fehle. Er wenigstens durfte sich nicht mit Oranien verbinden und Don Juan gewaltsam vertreiben; auch verfehlte er dadurch ganz den großen und schönen Zweck zu dem er berufen war, ein Erhalter der Niederlande, Vermittler und Friedensstifter zwischen ihnen und Spanien zu sein, und vermehrte nur das Mißtrauen und die Entfernung, die ohnehin schon zwischen dem spanischen und dem deutschen Oesterreich

obwaltete. An des verdrängten Bruders Stelle getreten, entwickelte Mathias nicht die glänzend großen und wohlthätigen Eigenschaften, die allein ehrgeizige Schritte vergessen machen können. Wie ganz anders, da der unvermeidliche Drang der Umstände ihm ein gleiches Schicksal zu drohen schien, als das, welches er seinem Bruder bereitet hatte, mit welcher Würde und Mäßigung betrug sich Ferdinand, an die gefahrvolle Stelle tretend, die er, wie alle fühlten, mit Ruhm zu behaupten, allein den Muth und die Kraft besaß. Wie einst Karl durch die entscheidende Wahl auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte berufen worden, so waren auch jetzt aller Augen auf Ferdinand gerichtet, auch er war zu einem nicht minder großen und wichtigen, aber schweren und gefahrvollen Kampf berufen. — Schon erhob sich von allen Seiten der wilde Sturm jenes Krieges, der lange drohend über Deutschland gestanden, wie ein schweres Ungewitter, das sich zu entfernen scheint, dann wiederkehrend, nun mit verdoppelter Wuth ausbricht.

Die Anlage dazu war lange vorhanden. Der Friede selbst, den, als Karl Deutschland verlassen hatte nach Moritzens Abfall, sein Bruder Ferdinand schloß zwischen den Anhängern des alten und des neuen Glaubens, war nur ein Waffenstillstand, und zwar kein durchaus bestimmter. Nur die Friedensliebe der Kaiser, und nach Moritzens Tode auch die der vornehmsten lutherischen Fürsten erhielten ihn. Als Moritz von Sachsen durch einen frühzeitigen Tod seinen ehrgeizigen Entwürfen entrissen ward, da ging wohl die erste und größte Gefahr vorüber. Bei seiner durchdringenden Klugheit und Verstellungskunst hätte sein Ehrgeiz leicht, wo nicht die Herrschaft über Deutschland erreicht, denn dazu fehlte ihm der Glaube und das Vertrauen des Volks, welches Gustav Adolf so sehr an sich zu fesseln wußte; gewiß aber doch lange Kriege veranlaßt. Schon zu dieser Zeit hatte der Markgraf von Brandenburg das Geheimniß entdeckt, welches der Schlüssel war zu allen Unternehmungen der Helden des dreißigjährigen Krieges; das Geheimniß, sich durch den Krieg selbst die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen. Wie der Graf von Mannsfeld, und Christian von Halberstadt im Anfang des dreißigjährigen Krieges, so

machte auch der Markgraf Albrecht schon sechzig Jahre früher die wehrlosen geistlichen Staaten zum vorzüglichen Schauplatz seiner verheerenden Streifzüge. In der deutschen Verfassung, in dieser Menge von kleinen, den Krieg zu führen, zu schwachen, gleichwohl den Krieg zu nähren hinreichend reichen und ergiebigen Staaten, welche, seitdem die kaiserliche Macht wirksam zu sein aufgehört, so lose zusammenhingen; darin, und in dem allgemeinen Wohlstande bei einer so wenig zusammenhängenden und zum Theil wehrlosen Verfassung lag die Möglichkeit, daß Deutschland dreißig Jahre der Schauplatz eines Krieges sein konnte, welcher nun, nachdem er einmahl entzündet war, wie eine verheerende Flamme sich selbst ernährend fortbrannte. Die einzelnen Streitsachen hätten bei der Friedensliebe der Kaiser und auch der vornehmsten lutherischen Mächte, besonders Sachsens, alle wieder ausgeglichen werden mögen, wie selbst Gebhards, des Churfürsten von Cöln Versuch, sein Land, nachdem er Protestant geworden war, als weltlicher Fürst zu behaupten, und die daraus entstandene Fehde, die Ruhe nicht lange störte. Auch der Erbstreit über das erledigte Herzogthum Jülich und Cleve, hatte zu keinen allgemeinen Krieg geführt, obwohl es vielleicht geschehen sein würde, wenn Frankreich nicht nach Heinrichs des Vierten Tode von neuem in innere Unruhen versunken, und dadurch von der Anstiftung des Krieges abgezogen worden wäre. Es lag aber in dem allgemeinen Verhältniß der Katholischen und der Protestanten etwas, das mehr und mehr beide Theile zum Krieg stimmen mußte. Dem Anscheine nach war beider Macht ungefähr gleich, im Wesentlichen fand eine große Verschiedenheit Statt. Die Katholischen hatten mehr das Ansehen, da selbst protestantische Churfürsten nicht selten sich an den Kaiser schlossen, sie hatten die alte Verfassung, die Formen, meistens auch die Mehrheit in den verfassungsmäßigen Versammlungen und Gerichten für sich, die Protestanten hingegen, die Stimme des Volks, und den Schwung des Zeitgeistes. Ein gefährliches Verhältniß, bei welchem der Vortheil meistens nur zu sehr auf Seiten der Protestanten war. Man hat oft erinnert, daß die eingezogenen geistlichen Güter größtentheils zu guten Zwecken des öffentlichen Wohls

verwandt seien; dieß kann hinreichend sein für die kleinern mittelbaren. Hat man aber zu allen Zeiten die eigenmächtige Besitznahme einer, wenn gleich nicht beträchtlichen freien Reichsstadt, so lange noch die deutsche Verfassung bestand, als einen Bruch derselben, ja als einen hinreichenden Grund zum gerechten Kriege einmüthig angesehen, wie viel mehr ward selbst das Gleichgewicht der Macht unter den ersten Fürstenhäusern verändert, durch die Einziehung ganzer fürstlicher Bisthümer, welche selbst bedeutende Glieder und Theile des Reichs gewesen waren! Daß eine solche Veränderung wenigstens nur, wenn sie nicht einseitig, sondern nach einem einstimmigen Beschluß des ganzen Reichs und Reichsoberhauptes geschehen wäre, rechtlich hätte genannt werden können, das ist wohl eben so einleuchtend, als daß ein lebenslänglicher Wahlfürst, wie der deutsche Hochmeister und jeder geistliche Churfürst es war, wenn er der ersten Bedingung seiner Wahl und seines Amtes öffentlich entsagte, auch an die mit dieser Bedingung verknüpfte Würde und Herrschaft weiter keinen Anspruch zu machen berechtigt sein konnte. Man sollte kaum glauben, daß es für diesen so einfachen Rechtsgrundsatz noch eines ausdrücklichen geistlichen Vorbehalts bedurft hätte. Gleichwohl wollten die Protestanten diesen nicht anerkennen, und groß war allerdings die Versuchung, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit zeigte, die Macht ihrer Parthei ansehnlich zu verstärken und ihre Lehre zu verbreiten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch von der andern Seite Einige anfingen den Frieden selbst, da er doch keine Sicherheit gewährte und immer wiederhohlte Eingriffe erfolgten, für ein Uebel zu halten, vielleicht im Stillen zu wünschen, daß der Drang der Umstände ihn nie herbeigeführt hätte, zu bereuen, daß man so viel nachgegeben hatte, wie denn allerdings in dem Kampfe gegen eine neu anwachsende, der alten Verfassung entgegenstrebende Macht durch die erste rechtliche Anerkennung mehr eingeräumt wird, als irgend ein Kriegsglück, das noch so glänzend immer noch dem Zufall unterworfen bleibt, je gewähren kann. Natürlich auf der andern Seite, ja unvermeidlich scheint der lebhafte Antheil, welchen protestantische Fürsten an dem Schicksal ihrer Glaubensgenossen unter

katholischen Herren nahmen. Und doch war eben dieser Antheil von den gefährlichsten Folgen für das gegenseitige Verhältniß des Volks und der Fürsten. Wie leicht konnte der Schutz, welchen die anders Glaubenden bei einer ausländischen Macht suchten, die unvorsichtige Menge über die Gränze des Erlaubten hinüberführen, üble Absichten Einiger sie zu eigentlich strafbaren Verbindungen mißleiten? Man darf überhaupt die jetzigen Verhältnisse gar nicht auf die damahlige Zeit übertragen. Wenn bei dem ersten Ausbruche der niederländischen Unruhen in drei Tagen vierhundert Kirchen zerstört, wenn noch vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Kriegs protestantische Unterthanen eines katholischen Fürsten die entflammten Reden ihrer Lehrer mit der laut geäußerten Ueberzeugung verließen: daß es doch noch besser sei, unter türkischer Herrschaft zu stehen, als unter einer katholischen, so war gewiß nicht von einer bloßen Verschiedenheit der Denkart die Rede, sondern der Staat selbst unmittelbar gefährdet. Jetzt nachdem die Leidenschaften längst erloschen sind, wird es dem Staate leicht, jeden Mitbürger seiner Ueberzeugung ruhig folgen zu lassen. Damahls würde der größte Duldungslehrer aus unserm Jahrhunderte, dorthin und auf den mächtigsten Thron versetzt, nicht vermocht haben, den Geist der herrschend war, die Menschen und die Verhältnisse der Staaten mit einem Mahle zu ändern, und durch den bloßen Willen das wirklich zu machen, was erst die allmählige Frucht der Zeit sein konnte. Zu frühzeitige Milde und die Friedensliebe eines wissenschaftlichen Geistes, auf die gefahrvollen Verhältnisse des Staats übertragen, wie es von Maximilian und Rudolph geschah, konnten sogar den Ausbruch noch beschleunigen, oder eher gefährlicher machen als verhüthen. Wir haben auch in neueren Zeiten gesehen, wie gewaltig Meinungen, die wenn gleich nicht unmittelbar den Glauben betreffend, doch nicht ohne Beziehung auf ihn und von verwandter Natur sind, in den Staat und in das Schicksal der Völker eingreifen können. Damahls waren die Meinungen noch tiefer vielleicht eingewurzelt, die Leidenschaften heftiger entflammt, ungleich verwickelter die Verhältnisse wegen der innigen Verflechtung auch des äußern Kirchenvereins mit dem Staate, deren Band sich

in neuen Zeiten immer mehr von einander getrennt und aufgelöst hat. Die Reformation hatte es herbeigeführt, daß die Fürsten sich einer großen Gewalt in Glaubenssachen gebrauchten, wenn gleich in Deutschland nie ein solches Supremat gelehrt ward, wie es in England eingeführt war. Denn da die protestantischen Fürsten hierin keinen Richter über sich erkannten, so geschah, was sie darin wollten, oft nicht ohne Willkühr und Gewaltsamkeit im Verfahren. Es war die Pfalz nach dem Willen seiner Beherrscher den Glauben in kurzer Zeit mehrmals zu ändern genöthigt; in kurzer Zeit erst calvinisch, dann lutherisch, dann wieder calvinisch geworden, wobei mehrere tausend Lehrer und Beamte, die sich der Veränderung nicht fügen wollten, das Land verlassen mußten. Was so viele Katholische von ihren protestantischen Fürsten sich hatten müssen gefallen lassen, was sich eine protestantische Parthei gegen die andere erlaubt hielt, war es zu tadeln, wann katholische Fürsten gegen protestantische Unterhanen das Gleiche für Recht hielten? Doch geschah dieß in Oesterreich erst dann, als sichtbar kein anderes Mittel mehr blieb, den Staat zu retten. Versetzen wir uns also in die Verhältnisse der damahligen Zeit, so werden wir uns überzeugen müssen, daß, wenn nicht etwa eine Parthei ganz obsiegen, sondern Katholiken und Protestanten ferner in Deutschland zu gleichen Theilen leben sollten, keine andere Maaßregel möglich blieb als der Grundsatz, welcher Ferdinands des Zweiten Verfahren im Allgemeinen zum Grunde lag, den Protestanten nähmlich vollkommen freien Abzug zu gestatten. Hart war es allerdings nach unserer Ansicht, besser aber doch, als wenn mit bleibendem Mißtrauen zwischen Fürsten und Volk, stets erneuerte Aufstände und Unruhen grausame Bestrafungen und harte Gesetze nach sich zogen. Weniger hart auch war diese Maaßregel als der Ausweg, welchen in England die siegende königlich gesinnte protestantische Parthei der unterliegenden republikanischen mindern Parthei offen ließ, sich nähmlich neue Wohnsitze in einem andern Welttheile zu suchen. In Deutschland konnten dagegen, bei der Menge und Verschiedenheit größerer und kleinerer katholischer und protestantischer Staaten, die Ausgewanderten fast gewiß sein, irgendwo in einem nahen deut-

schen Lande bei Glaubensgenossen Schutz, gute Aufnahme, und eine neue Heimath zu finden. — Ein Verlust für den Staat war allerdings die Auswanderung so vieler arbeitsamen Mitglieder, auch war diese einfachste aller Bemerkungen den damahligen Staatsmännern wohl nicht so ganz verborgen als man voraussetzt; aber man hatte noch nicht gelernt, die Freiheit der Menschen dem Geldertrage ihrer Anzahl unterzuordnen. Einer beträchtlich spätern in vielen Beziehungen cultivirtern Zeit, Ludwig dem Vierzehnten war die Maaßregel vorbehalten, indem er die Einheit des Glaubens in seinem Reiche durch Gewalt erzwingen und doch auch der Schatzkammer den empfindlichen Verlust ersparen wollte, die Protestanten zu gleicher Zeit durch militärische Gewalt zu bekehren, und ihnen die Auswanderung zu verbiethen. — So wie nach bürgerlichen Kriegen jederzeit eine Amnestie eintreten muß, so sollte auch die Geschichte jener Zeiten in einem solchen Geiste der Amnestie betrachtet werden. Wenn man Gustav Adolphen, der mehr als das halbe Deutschland für seine Ueberzeugung verwüstete, der auch gegen seine deutsche Glaubensgenossen Schritte that, die wohl schwerlich anders als aus dem Rechte der Waffen abgeleitet werden können, große Geisteseigenschaften nicht abspricht, so sollte auch Kaiser Ferdinand der Zweite eben so beurtheilt werden, dessen unerschütterlichen Heldenmuth selbst seine Feinde ihm nie abgesprochen, und daß er aufrichtig nach fester Ueberzeugung handelte, nie bezweifelt haben. Nur da, wo sichtbar Habsucht und böse Absicht, nicht Ueberzeugung und Begeisterung für seine Sache die alleinige Triebfeder ist, wie bei Richelieu, soll das Urtheil der Nachwelt und der Geschichte ohne Schonung verdammen.

So groß die Anzahl der Feldherrn und Staatsmänner ist, welche in dem langen Kriege mitgewirkt und sich einen Nahmen gemacht haben, so sind es gleichwohl nur vier Männer, durch deren Willen und Charakter diese Begebenheit bestimmt ward, und welche auf den Gang derselben und auf den Geist ihres Zeitalters mächtig und selbstständig gewirkt haben. Ferdinand der Zweite, Wallenstein, Gustav Adolph und Richelieu; vier Männer von dem verschiedensten Geist und Glauben, gaben jeder dem Kriege auch

einen andern Zweck und eine andere Richtung. Alle andere Helden des dreißigjährigen Krieges waren entweder nur Werkzeuge und Gehülfen der Genannten, oder solche, die gegen das Ende des Krieges, da die Begebenheit, die nun schon in sich vollendet ihren ferneren Lauf von selbst nahm, die Erfolge desselben benutzten. Von Kaiser Ferdinand darf nur der falsche Schein hinweggeräumt werden, so zeigt sich die einfache Seelenstärke dieses Charakters von selbst in ihrem wahren Licht. Es hat Ferdinand der Zweite den österreichischen Staat unläugbar errettet, für seine Glaubensgenossen, da sie ohne seine Standhaftigkeit gewiß unterlegen wären, wenigstens das erkämpft, was sich unter solchen Umständen erkämpfen ließ, Gleichheit der Rechte, Erhaltung eines gesetzlichen Besitzstandes. Daß Pflichtgefühl und feste Ueberzeugung allein ihn mit Heldenmuth beseelte, der ihn nie verließ während des schweren Kampfes, zu welchem er sich berufen glaubte, berufen fühlte, das wird nicht bezweifelt, wo man irgend nach den Thatsachen urtheilt. Daß er die Gerechtigkeit zu ehren wußte, hat er mehrmals auch in der Hitze dieses erbitterten Kampfes bewiesen. Die sanftern Gefühle, für die er bei der Strenge seiner Sitten nicht unempfänglich war, die Treue und zärtliche Liebe, besonders für seine erste Gemahlin, beweisen, daß er selbst, obwohl in einem Zeitalter des Hasses und der Zwietracht lebend, nicht von hassendem Gemüthe war. Ein Heldenmuth, wie der seinige, kann auch nicht von andern erlernt oder eingeflößt werden. Der Vorwurf, daß die Jesuiten zu vielen Einfluß bei ihm gehabt, ist um so sonderbarer, da die damahls so innige Verbindung der Glaubens- und Kirchensachen mit dem Staate, geistliche Rathgeber für einen Fürsten nothwendig machte, was selbst bei Protestanten der Fall war. Unter den so unbedingt verdammten Geistlichen, welche unter Ferdinand in Oesterreich großen Einfluß hatten, waren gleichwohl ein Fürst Cardinal Dietrichstein, welcher als Staathalter von Mähren der anerkannte Wohlthäter des Landes war; ein Cardinal Pazmany, der in der Geschichte von Ungarns Cultur nie vergessen werden wird.

In Wallensteins sonderbarem Charakter war sein astrologischer Wahn wohl das, woraus alles erklärt werden muß. Daher der

gränzenlose Stolz, die Verachtung aller andern Menschen, als Wesen geringerer Art. Mehr als durch seine letzten zweideutigen Anschläge, die seinen Sturz veranlaßten, hat er dadurch verschuldet und Unglück über Deutschland gebracht, daß sein Ehrgeiz es vorzüglich mit war, welcher den Krieg so groß machte und durch die kundgegebene Absicht eine Herrschaft auf der Ostsee an sich zu reißen, den König der Schweden, welcher durch den Beistand, den der Kaiser seinem Schwager Sigmund gegeben hatte, schon gereizt war, selbst nach Deutschland herbeilockte. Jener in sich gekehrte Stolz und sein Wahn bei der innern Gluth der Leidenschaften könnte Wallensteins großen Verstand in sich selbst verwirrt haben, und so die Erklärung derjenigen rechtfertigen, die einiges in seinem letzten Betragen weniger auf Verrath als auf diese Verwirrung seines Gemüths deuten. Was ihn in die Zahl der ersten Männer seiner Zeit setzt, wenn ihn auch an eigentlicher Feldherrnkunst andere übertroffen haben, oder ihm gleichgekommen sind, das ist nicht bloß sein erfinderischer Geist, sondern jene Gewalt, welche er über die Gemüther ausübte. Was würde wohl aus Deutschland geworden sein, wenn der sonderbare astrologische Held seine Entwürfe ausgeführt, wenn er wirklich obgesiegt hätte? So viel ist gewiß, wenn Oesterreich von einer herrschsüchtigen und eigennützigen Politik beseelt, zur rechten Zeit mit den Schweden hätte theilen wollen, so wäre nichts leichter gewesen, als mit dieser vereinten Macht Frankreichs Einfluß von Deutschland abzuhalten, und es in seine Gränzen zurückzuweisen; die Beute aber groß genug, um auch für Wallenstein ein Königreich abzuwerfen. Dazu aber war Oesterreichs und auch Schwedens Denkart viel zu aufrichtig.

Als Wallenstein ein Gebiether der Ostsee zu sein wähnte, dann bald Gustav Adolph einen großen Theil von Deutschland so schnell als siegreich durchzog, als Augsburg dem schwedischen Könige huldigte, da ward ein ganz neuer Umschwung der Dinge erwartet, da erinnerte man sich in Italien an die Zeit der Völkerwanderung, und an die alten Heereszüge der ehemahligen Gothen; nach der Eroberung von Deutschland, von Pohlen und Ungarn, schien selbst ein Zug der siegreichen Schweden nach Spanien nicht unmöglich.

Gustav Adolphs Sinnesart war in anderer Weise eben so einfach, als die Ferdinands. Neben der durchdringenden Klugheit, die mehrere Helden seiner Parthei auszeichnete, besaß er von seinem Ahnherrn Gustav Wasa auch die Gabe, durch glänzende Thaten die Liebe seines Volks zu begeistern; eine Gewalt, wie er sie auf die Gemüther und auf das Volk hatte, war seit Luther von Niemand der Seinigen ausgeübt; das Vertrauen, der Glaube, den er auf sich selbst hatte, flößte auch andern denselben unerschütterlichen Glauben ein. Daß Ehrsucht und Eroberungssucht bei ihm mit der Ueberzeugung für die gute Sache zu kämpfen, verbunden und verwebt gewesen, darf kaum erinnert werden.

Nach Gustavs, Wallensteins und Ferdinands Tode, war das Große aus dem Kriege verschwunden. Nur Richelieu lenkte jetzt noch mit einem einzigen zerstörenden Zwecke im Auge, die verwüstende Flamme, sie zu erhalten unablässig bemüht. Die alten französischen Entwürfe gegen Spanien und Deutschland verfolgend, nur behutsamer und mit desto sichererm Erfolge, im Innern aber Ludwigs des Eilften Grundsätze vollständig auszuführen, nur gewaltsamer und entschlossener, das war der Geist von Richelieu's Herrschaft; Despotismus im Innern, Anarchie in allen andern Staaten rund umher zur eigenen Vergrößerung. Wenn Gustav Adolph und Ferdinand für ihren Glauben aufrichtig kämpften, Wallenstein mit seinem großen Verstande dem astrologischen Wahne nachhing, so kann jenes System der Ungerechtigkeit und der Unsittlichkeit, wenn man auch noch auf die Mittel sieht, welche Richelieu sich erlaubte, deren keins ihm zu schrecklich oder zu schlecht war, jene absichtliche Mißhandlung, jene Nichtachtung und Verletzung alles Heiligen und Guten, wohl als der wahre politische Atheismus betrachtet werden.

Der westphälische Frieden, der den langen Kriegsleiden Deutschlands endlich ein Ziel setzte, war schon früh gehofft, und mehrmahls und vielfältig versucht, mißlungen, wieder mühsam bearbeitet, bis er zuletzt dennoch zu Stande kam. Keiner hatte beim Anfange gleich die ganze Dauer dieses Kriegs voraussehen können, der nicht so wohl ein einzelner Krieg war, als eine fort-

laufende Reihe mehrerer verschiedener sich an einander kettenden Kriege des pfälzisch-böhmischen, des dänischen, des schwedischen, an den sich zuletzt noch ein französischer schloß. Als der Churfürst von der Pfalz aus Böhmen vertrieben, er selbst aus seinem Lande verbannt, in die Acht erklärt war, schien der Krieg geendet. Aber es war ein täuschender Schein. Nicht ohne spanische Hülfsvölker hatte Ferdinand jenen Krieg beenden können; die Einmischung einer auswärtigen Macht führte auch die der andern herbei; es machten die protestantischen Mächte gemeinschaftliche Sache, und zufällige Umstände bestimmten es, daß nicht Schweden, sondern Dänemark zuerst als Kämpfer auftrat. Die deutschen Fürsten, besonders die protestantischen selbst hätten diese gefährliche Einmischung der fremden Mächte, durch die der Krieg so Unglück bringend für Deutschland wurde, am besten verhüten können; wenn sich mehrere, gleich Sachsen, aber auch dieses mit mehr entschiedener Kraft an den Kaiser angeschlossen, und gemeine Sache mit ihm gegen den Churfürsten von der Pfalz gemacht, dessen Unternehmung sie ohnehin nicht billigten, dagegen alle auswärtigen Mächte vom Reiche ausgeschlossen hätten. Weit entfernt, die Sache ihrer Glaubensgenossen dadurch zu verlassen, würden sie vielmehr gerade als Bundesgenossen es am besten in der Hand gehabt haben, die Rechte der Ihrigen zu sichern. Den auswärtigen Einfluß abzuwehren, die Streitigkeiten bloß durch die inneren eigenen Kräfte zu schlichten, das muß das erste Gesetz sein in jedem Bundesstaate, der bestehen soll. Als Ferdinand auch in diesem zweiten Kriege den entscheidendsten Sieg davon trug, trat Schweden an die Stelle, und jetzt ward der Krieg am furchtbarsten und gefahrvollsten. Das war der große Stoß, welchen Richelieu den Kaiserlichen beibrachte, daß er es durch seine Anstiftung bei den katholischen Fürsten, besonders bei Baiern dahin brachte, daß Ferdinand, den allgemeinen Klagen nachgebend, Wallenstein verabschiedete. Die Klagen mochten an sich gerecht sein, nur war die Frage, ob Wallensteins Bedrückungen und Art, den Krieg zu führen, nicht in der Nothwendigkeit und der Lage der Sache gegründet sei. Leichter würde es immer für Deutschland

gewesen sein, jene Bedrückung noch eine kurze Zeit zu ertragen, als achtzehn Jahre lang die verwüstenden schwedischen Kriegsheere mit eigenen Kräften gegen sich selbst zu nähren und zu waffnen. So waren es Ferdinands eigene Bundsgenossen und Werkzeuge selbst, die ihn oft am meisten mitten im schönsten Gelingen hemmten. Nicht leicht hat wohl überhaupt ein andrer Fürst mit so geringen Hülfsmitteln, von Gefahren und Feinden aller Art umringt, selbst in denen, die mit ihm und für ihn kämpften, und die er zu brauchen nicht umhin konnte, oft neue und die größten Hindernisse findend, dennoch mit so immer gleichem Muthe und freudiger Kraft seinem Ziele nachgestrebt. Wie große Opfer hatte er nicht bereitwillig gebracht, um sich Baiern als Bundesgenossen, Sachsen in Frieden zu erhalten; wie viele Rücksichten mußten nicht stets auf Spanien genommen werden; wie viel verdarb nicht Wallenstein, noch mehr aber, daß die Häupter des katholischen Fürstenbundes, nichts Arges ahnend, den französischen Eingebungen so zugänglich waren. Was Ferdinand als Kaiser für sich und seine siegreichen Feldherren gethan, und man ihm vielfältig vorgeworfen hat, das findet seine beste Rechtfertigung, wenn man es vergleicht mit den Gewaltschritten und Forderungen der Schweden, als sie Sieger waren. Allerdings hat die Zurückforderung der geistlichen Güter viel beigetragen zum schnellen Ausbruche zu bringen, was in der französischen Absicht und der schwedischen Eroberungssucht schon lange vorbereitet lag; aber an sich ungerecht kann man nicht finden, daß Ferdinand einen Frieden als entscheidenden Maaßstab des rechtlichen Besitzstandes zum Grunde legen, auf einen Frieden zurückgehen wollte, der seinen Vorfahren von der siegenden Gegenparthei eigentlich war abgenöthigt worden. Karl der Fünfte, die Lage der Dinge und die Welt wohl kennend, war auch als Sieger in Rücksicht der geistlichen Güter nachgiebiger; besser wäre es vielleicht gewesen, Ferdinand hätte gleich zugestanden, was er nachher doch bewilligen mußte; daß aber nicht der gewöhnliche Eigennutz des Siegers, sondern Gesinnungen ganz anderer Art sein Beweggrund bei diesem Schritte gewesen, ist hinreichend bekannt. Wallenstein, der,

was der Graf von Mannsfeld und Christian von Halberstadt im Kleinen gethan, im Großen nach Grundsätzen übte, und eben dadurch die nothwendige und einzige Art des Gelingens in diesem Kriege zeigte, konnte und mußte in einem Kriege dieser Art eine große Belohnung erhalten; daß sie ihm nicht Belohnung, sondern nur Zunder seines unbegränzten Ehrgeizes ward, das lag in ihm selber. Nach seinem, und noch mehr nach des Kaisers Hintritte, ward der Krieg wieder wie er begonnen hatte. Einzelne Abentheurer und Heerführer auf dem großen Kriegsfelde, die Verwüstung mit Blitzesschnelle bald hier, bald dorthin leitend, zeigten mehr das Schauspiel einer zerstörenden Naturbegebenheit, eines einmahl entflammten nun gesetzlos sich verbreitenden Feuers, als einen großen Entwurf, den Gedanken eines großen Mannes. Der Zweck des Krieges ward im Kriege selbst vergessen, die Erbitterung des Glaubenshasses erlosch in der Wuth des Glaubenskrieges selbst; ja schon in Wallensteins Heere, vorzüglich während seines zweiten oberfeldherrlichen Laufes war nicht die Begeisterung für den einen oder den andern Glauben herrschend, und die beseelende Kraft des Ganzen, sondern ein eigenthümlicher, gegen die Glaubensmeinung eher gleichgültiger, von ihr ganz unabhängiger Soldaten-Geist. — Epoche machte der endlich durch die Nothwendigkeit herbeigeführte Frieden für Europa, eben als Glaubensfrieden als anerkannte Unmöglichkeit, den Kampf zwischen dem alten Glauben und der neuen Lehre durch die Waffen zu schlichten, und Feststellung eines rechtlichen Verhältnisses zwischen den Anhängern des einen wie der andern.

* * *

Man kann alle die Unruhen und einzelnen Kriege, welche nach der Glaubenstrennung die Niederlande, Frankreich und Deutschland mit Blutvergießen erfüllten, an denen Spanien, England, Dänemark und Schweden Antheil nahmen, wegen dieses Antheils fast aller Nationen, des innern Zusammenhangs und der Verflech-

tung der Begebenheiten, als einen allgemeinen europäischen Krieg betrachten, welcher von dem ersten Ausbruche der niederländischen Unruhen bis zum westphälischen Frieden volle achtzig Jahre gedauert, während dieser Jahre die meisten Länder Europa's betroffen, einige der wohlhabendsten verwüstet und zu Grunde gerichtet hat. Wenn man diesen achtzigjährigen Krieg der katholischen und der protestantischen Parthei als einen zusammenhängenden, fortgehenden Kampf betrachtet, so könnte es mit Rücksicht auf das Ganze sonderbar scheinen, daß die katholische Parthei, bei einer dem Anscheine nach so großen Uebermacht in Europa, nicht die Oberhand behalten, und einen vollkommenen Sieg davon getragen habe. Mit Rücksicht auf einzelne Epochen des achtzigjährigen Kampfs, möchte man eher die Frage aufwerfen, weßhalb die Protestanten einmahl so weit gekommen, nicht noch weiter ihr Glück verfolgt haben, und ganz Sieger geworden seien. Die gesammten katholischen Mächte als eine der kriegführenden Partheien betrachtet, so lag die Ursache ihrer geringen Wirksamkeit bei scheinbarer Größe nicht sowohl in Spaniens Verfall; denn nach der kraftlosen Regierung Philipps des Dritten erhob sich das Reich unter Philipp dem Vierten doch wieder mit neuem Glanze und neuer Thätigkeit; sondern in dem Mangel an Einheit unter den verschiedenen Mächten. Selten war Eintracht unter den beiden Linien des österreichischen Hauses; ungeachtet der häufigen Familien-Verbindungen beider Häuser hatte die mißtrauische Entfremdung unter Philipp dem Zweiten zu tief und zu lang gewirkt, als daß sie so leicht wieder gehoben werden konnte; ja auch, als durch die Bemühung eines großen Staatsmanns, zwischen Philipps des Vierten regerer Thätigkeit und Ferdinands des Zweiten großen Zwecken eine Verbindung zu Stande kam, war die Eintracht dennoch nicht immer vollkommen, so wie sie hätte sein sollen, die Verschiedenheit der Grundsätze und der Absichten oft noch von fühlbaren und nachtheiligen Folgen für die gemeinschaftliche Wirksamkeit. Dem römischen Hofe hätte es eigentlich obgelegen, das Band zu sein zwischen den beiden Mächten, die Eintracht zwischen ihnen ununterbrochen fest zu knüpfen; er hätte als Vermittler zwischen ih-

nen, das Gleichgewicht des Ganzen erhalten und auf die wohlthätigste neue Weise abermahls die Würde eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten behaupten mögen. Einigemahl hat allerdings der römische Hof diese Obliegenheit erfüllt, und ist das gemeinschaftliche Band der katholischen Mächte gewesen, aber bei weitem nicht wirksam, nicht fortdauernd genug. Nichts erlischt leichter, als der lebendige Geist eines Bundes; ein halbes Jahrhundert der Eintracht und des vereinten Wirkens kann oft nicht wieder ersetzen, was in einem ungleich kürzern Zeitraume gegenseitigen Mißtrauens, eigennütziger Vereinzelung der Zwecke versäumt ward, und verloren ging. Wenn der römische Hof gegen die österreichischen Kaiser anerkannter Maaßen oft nicht nachgebend genug war, von ihnen zu fordern schien, was die deutschen Verhältnisse jenen zu leisten und zu erreichen schlechterdings unmöglich machten, so muß man es ihnen noch ungleich mehr zum Vorwurfe machen, den wahren Sitz des Uebels nicht erkannt, gegen Frankreich fast immer zu nachgiebig gewesen zu sein. Denn darin lag die eigentliche Schwäche der katholischen Macht in Europa, daß Frankreich nur dem Scheine nach, und selbst nach diesem nicht immer zur katholischen Parthei gehörte, in der That durch seine durchaus eigennützige Politik eine eigene Parthei für sich bildete. In Rom hätte man es einsehen und voraussehen müssen, daß ein Gustav Adolph an der Spitze eines siegreichen protestantischen Heeres der Kirche lange nicht so gefährlich sei, als der bloß politische Schein-Katholicismus der letzten Valois, in der starken Hand eines Richelieu. In ihrem Schooße hat von jeher die Kirche ihre größten Feinde und Verderber gehabt, mehr zu fürchten, als alle äußern Gegner. — Wer diese innere Schwäche der katholischen Parthei allein im Auge hat, möchte sich fast wundern, daß sie nicht ganz unterlegen sei, daß die Protestanten nicht vollkommen obgesiegt haben. Aber in Holland und England durchkreuzten sich die politischen und religiösen Grundsätze und Zwecke der verschiedenen politischen und religiösen Partheien viel zu sehr, als daß auch nur in England die katholische Parthei ganz hätte unterdrückt werden, geschweige denn wie

in Schweden der Geist auf Eroberungen sich hätte lenken können; was Hollands gefahrvolle Lage und geringe Ausdehnung ohnehin von seiner Gesinnung entfernte. Hier war ein hartnäckig unbezwinglicher Widerstand und erkämpfte Unabhängigkeit das einzige, was die Protestanten beabsichtigen und erreichen konnten. Deutschland war das einzige Land, wo der Sieg vollkommen, wo der Protestantismus erobernd werden, und dann freilich, wenn er einmahl hier gesiegt hatte, sein Uebergewicht auch auf das ganze übrige Europa erstrecken konnte. In Deutschland allein war der neue Glauben durch eine wahre Volksbewegung verbreitet worden, deren Kraft auch nach dem ersten gewaltsamen Umschwunge nicht ganz erloschen war, bis zum westphälischen Frieden. Diese in dem großen, volkreichen, damahls so ganz kriegerischen Lande alle Berechnung übersteigende Volkskraft des ganzen Deutschlands stand mehr als ein Mahl jedem siegreichen Fürsten der Parthei, der sie zu brauchen gewußt hätte, zum vollen Gebrauche und zu den kühnsten Entwürfen frei. Aber eben an einem solchen Fürsten, an einem großen Helden, den einzigen seiner Laufbahn früh entrissenen Gustav Adolph ausgenommen, fehlte es, sonst würde Deutschland ohne Zweifel ganz protestantisch, würde mit dem einen Sieger zugleich unter Einen Herrn gekommen, und nach Aufhebung aller geistlichen Fürstenthümer bei der damahligen Bevölkerung wieder wie im Mittelalter der erste aller europäischen Staaten, ja wahrscheinlich eine erobernde Macht geworden sein. Dem Schwedenkönige, so gewiß er als Herr von ganz Deutschland dieß, und nicht Schweden als das Hauptland seines Reichs hätte behandeln müssen, würde doch in der öffentlichen Meinung das immer geschadet haben, daß er ein Ausländer war, wenn er auch länger gelebt, und fortdauernd gesiegt hätte; der einzige deutsche Fürst, der vor Gustav Adolph gleich große Entwürfe auszuführen vermocht haben würde, Moritz von Sachsen, hätte wegen seiner zu kundbar gewordenen Zweideutigkeit nie die gleiche Gewalt auf die Gemüther des Volks erlangen können, wäre ihm auch nicht ein eben so frühes Todesloos gefallen, wie dem schwedischen Helden.

Wenn man die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte aufmerksam betrachtet, so wird man leicht gewahr, daß die wenigsten ganz das geworden sind, was sie anfangs zu werden bestimmt schienen. Die größten Entwürfe der Helden und Herrscher sind bei dem vollendetsten äußern Gelingen, dennoch durch die Einwirkung der Nebenumstände anders gewendet und nur unvollkommen ausgeführt worden; die größten Bewegungen der Zeit und der Völker haben meistens einen ganz andern Ausgang genommen, als der ihnen anfänglich bestimmt schien, sich weit entfernt von dem Ziele, auf welches sie zunächst gerichtet waren. Es ist daher keine müssige Grübelei, in der Geschichte zu fragen, was unter gewissen Umständen hätte geschehen mögen, zu bemerken, an wie wenigem es oft lag, daß der Ausgang nicht ein ganz anderer war als der er wirklich geworden ist. Das wirft oft am meisten Licht auf die Begebenheiten, auf ihren wahren Gang und Geist, wenn man sich bei der Beurtheilung zurückversetzt in die Mitte derselben, da sie noch unentschieden waren, um den verschiedenen möglichen Ausgang nebst seinen Folgen zu überdenken. Was würde wohl die Folge gewesen sein, welche Gestalt würde Europa wohl gewonnen haben, wenn die katholischen Mächte in jenem langen Kampfe ganz obgesiegt hätten, wenn auch in Frankreich die Parthei der Guisen und der spanische Einfluß, wenn mit Hülfe eben desselben in England die katholische Parthei die Oberhand behalten, in Schweden die ganze Dynastie wie einige der Mitglieder zu denselben zurückgekehrt, in Deutschland der alte Glauben wenigstens der herrschende geworden wäre? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht unwichtig, selbst für die Richtigkeit mancher Grundsätze und Ansichten über Verfassung der Staaten und Bildung der Menschen. Spanien und Oesterreich hätten alsdann, wie man nach Kaiser Ferdinand des Zweiten erstem Siege allgemein zu fürchten schien, das entschiedenste Uebergewicht in ganz Europa erhalten. Aber eben der Theilung wegen hätte dieß der Freiheit nicht nachtheilig werden, noch weniger die gefürchtete Universal-Monarchie herbei führen können, um so mehr, da der römische Hof als natürliches Band und unabhängiger Einheitspunkt zwischen

beiden das Gleichgewicht und die Freiheit zu erhalten, durch alle Beweggründe aufgefordert gewesen sein würde. Für die Denkfreiheit, für die Entwicklung des Geistes würden die Folgen schwerlich so nachtheilig gewesen sein, als man nach dem ersten Scheine voraussetzen möchte. Denn die Beschränkung der Freiheit war ja bloß durch die Gährung und die Trennung herbeigeführt, mit dem Siege würde der Zwang von selber nachgelassen haben; mit der wieder hergestellten Einheit würde auch die Freiheit und gleichförmige Geistesentwicklung zurückgekehrt sein, welche vor der Trennung in ununterbrochenem Wirken Statt fand. Nur mit einem wichtigen Unterschiede: so wie die neuere europäische Bildung, in welcher der protestantische Geist das Uebergewicht erhalten hat, mehr von der einseitigen Entwicklung des Verstandes ausgegangen ist, dieser immer das entschiedenste Uebergewicht darin behauptet hat, so würde in jenem Falle die Bildung mehr von der Fantasie ausgegangen sein, wie dieß in Spanien und in Italien der Fall war, bis etwa bei nachlassendem Zwange die gleichförmige Thätigkeit und Harmonie aller Kräfte sich wieder hergestellt hätte. In welchem Falle glücklicher, das zu entscheiden, gehört kaum noch der Geschichte an; nicht bloß eine andre Geistesbildung, sondern auch eine andre Weltgeschichte würden die letzten anderthalb Jahrhunderte alsdann aufzuweisen haben. Denn daß die größten Bewegungen derselben in den Grundsätzen und derjenigen Richtung der öffentlichen Meinung ihren Grund haben, die aus jenerherrschend gewordenen, einseitigen Verstandesbildung hervorgegangen sind, und hervorgehen mußten, das ist wohl einleuchtend.

Wenn auf der andern Seite ganz Deutschland protestantisch geworden, unter einen Sieger und Herrn gekommen, und wieder ein durchaus kriegerischer, vielleicht erobernder Staat geworden wäre, welches würden die Folgen gewesen sein? Glänzend vielleicht für die politische Macht und die Entwicklung der Nationalkraft. Schwerlich für die Geistesfreiheit im Anfange so günstig als man vorauszusetzen geneigt ist. Daß die ältern Lutheraner in Rücksicht der unabänderlichen Glaubensbestimmung nicht minder

streng gewesen, als die alte Kirche, ist schon erinnert worden. Ja es war die Norm des Glaubens in der alten Kirche eigentlich einfacher, bloß die Idee und die Thatsache enthaltend, welche alle christliche Partheien als Grundlage des Christenthums anerkennen, nebst einigen negativen Bestimmungen gegen die abweichenden neuen Lehren gerichtet; wobei der Philosophie übrigens sehr freier Spielraum blieb, wie die Geschichte der Zeit vor der Glaubenstrennung zur Genüge beweist. Bei den ältern Lutheranern war aber die Norm des Glaubens in den symbolischen Büchern ein ganzes ausführliches System, der Geist insofern ungleich mehr beschränkt. Es würde auch in der siegenden lutherischen Kirche die Freiheit nur erst dann sich haben entwickeln können, wenn der Zwang, der im Grunde von beiden Seiten vorzüglich nur durch den Kampf veranlaßt und auf den Kampf berechnet war, mit dem vollendeten Siege und Kampfe weggefallen wäre. Sehr verschieden aber würde der Gang der europäischen Bildung in diesem Falle des in ganz Deutschland und von da wohl auch in einem großen Theile Europa's siegenden Protestantismus gewesen sein, als der er nach festgesetztem Gleichgewichte beider Partheien geworden ist. Alle jene Wirkungen, die wir in der Geschichte der neuern Jahrhunderte einer einseitigen Verstandesherrschaft als ihrer innern Ursache zuschreiben können, würden dann um so viel schneller und allgemeiner sich entwickelt haben. Daß es zu innern Unruhen und Kriegen unter den Protestanten selbst gekommen sein würde, läßt sich leicht vermuthen. Außer dem Johann von Leiden hätte vielleicht auch Deutschland dann einen Cromwell und andre seltsam fürchterliche Erscheinungen gesehen. Der Uebergang von einer einseitigen Verstandesherrschaft zur Schwärmerei ist nicht schwer; jede unterdrückte Kraft rächt sich gern durch einen verdoppelten Ausbruch. In Deutschland war die mit dem ersten Ausbruche der Glaubenstrennung zu gleicher Zeit frei gewordene Schwärmerei zwar nicht öffentlich sichtbar und politisch wirksam; aber weit verbreitet war ihre Kraft im Verborgenen. Meinungen der Art wie jene, denen der seltsam außerordentliche Wallenstein nachhing, waren überall ver-

breitet, und nicht ohne gegenseitigen Zusammenhang. Vielleicht daß selbst Wallensteins schnelles Emporkommen, ein Theil von seinen außerordentlichen Mitteln aus solchen geheimen Verbindungen seine Erklärung findet. Gewiß würde, wenn er alle seine Entwürfe hätte ausführen können, eine ganz eigenthümliche von der neuen Lehre eben so sehr als von der alten Kirche verschiedene Gestalt des öffentlichen Lebens und der Meinung zum Vorschein gekommen und herrschend geworden sein.

Keiner von diesen äußersten Fällen sollte eintreten, weder die alte Kirche noch die neue Lehre sollte einen vollkommenen Sieg davon tragen; vielmehr war das an dem Frieden, der den langen Kampf endlich beschloß, das wichtigste; es war die ausgesprochene Entscheidung der Weltgeschichte, daß jener Kampf durch Gewalt nicht ausgemacht und gelöst werden könne. Hätte die alte Kirche in jenem Kampf ganz gesiegt, so würde, weil er durch solchen Kampf errungen, der Sieg doch nur eine Frucht der Gewalt geschienen haben; wäre die neue Lehre ganz die herrschende geworden, so würde mit der alten Kirche auch unermeßlich viel von der alten Bildung und Verfassung unwiederbringlich mit zerstört worden sein, was in spätern ruhigern Zeiten erkannt worden ist und genutzt. In so fern muß die damahls bleibende Trennung als ein Gut, oder doch als das mindere Uebel von beiden Partheien anerkannt und betrachtet werden. Außerdem hat die Trennung in einigen Fällen vielleicht gedient, gegenseitig die Geisteskraft durch den Kampf zu schärfen und zu erhöhen. Oefter war jedoch die Folge der Trennung die, daß der zerstörende Geist der Streitsucht wie ein fressendes Gift alles immer mehr ergriff, und die lange Anspannung mit Erschlaffung und gegenseitiger Auflösung endete. Nicht durch den Geist der Trennung wird die wahre Bildung befördert, sondern durch den Geist der Eintracht, durch harmonische Thätigkeit und Entwicklung aller Kräfte. — Das also waren die politischen Folgen der Glaubenstrennung; nach einem schwankenden wogenden Zustand, bevor man die neue Erscheinung erst ganz fassen lernte, welcher Zustand fünfzig Jahre währte, und die ersten einzelnen Kriege in Deutschland und der Schweiz umfaßte, folgte

ein achtzigjähriger allgemeiner Glaubenskrieg. Als endlich dann im Frieden die Unmöglichkeit einer gewaltsamen Entscheidung auf ewige Zeiten anerkannt ward, so erfolgte durch die festgehaltene Trennung allmählig eine innere Auflösung aller, das Leben lenkenden, bestimmenden, beherrschenden Grundsätze und öffentlichen Meinungen; unter dem täuschendsten Schein von Mäßigung und Frieden führte auch diese große innere Veränderung endlich zu gewaltsamen Ausbrüchen und Umwälzungen, die nicht minder heftig und groß waren, als jene frühern, und immer deutlicher bewährte sich's, daß der Geist, daß der Gedanke die bewegende Kraft der Weltgeschichte sei.

Als europäischer Glaubensfrieden; das war er wenigstens seinem Zusammenhange und seiner entferntern Wirkung nach, obgleich einzelne Thatsachen noch später an die frühere Zeit der erbitterten Glaubenskriege, besonders in England erinnert haben; als europäischer Glaubensfrieden, war der westphälische Frieden wenigstens das Ende eines großen und langen Uebels. Für Deutschland waren seine Folgen, so wie die des vorangegangenen Krieges durchaus nachtheilig. Jetzt war der Einfluß fremder Mächte so anerkannt, so verfassungsmäßig festgesetzt, daß sich im Frieden selbst der deutliche Keim zu fernern Unruhen, Eingriffen, weitern Kriegen, wie es alles erfolgte, ja zur völligen Trennung und Auflösung leicht erkennen ließ, und nur etwa die längere oder kürzere Frist, in welcher die verschiedene Art und Weise wie diese Auflösung erfolgen würde, zweifelhaft sein konnte. Seit dieser Zeit ist auch die Macht des bürgerlichen Standes in Deutschland allmählig wieder in Abnahme gekommen; zwar blieben noch die unabhängigen Reichsstädte zum Andenken der ehemahligen Freiheit, und in mehreren Ländern behielten die von Fürstengewalt abhängigen Städte dennoch einen Antheil an den landständischen Rechten; allein bei der ganz veränderten Kriegskunst und der immer steigenden Fürstengewalt, war es mehr ein äußerer Schein als eine wahre große Macht, wie vor der Glaubenstrennung die der Städte im südlichen und rheinischen Deutschland, den Fürsten wie dem Adel selbst im Krieg gewachsen, oder zur Zeit der blühenden Hanse

bis auf den dreißigjährigen Krieg. Dieser Krieg war es, der den alten Wohlstand und großen Reichthum Deutschlands vernichtete. Zwar hatte Deutschland schon durch die Entdeckung der neuen Welt gelitten, gegen deren Gold- und Silbererguß die alten vaterländischen Quellen edler Metalle zu sehr zurückstanden; auch war die alte Richtung des morgenländischen Handels über Italien, und dann über Deutschland dem letztern vortheilhafter. Doch war dieser Verlust noch nicht für den Wohlstand tödtlich gewesen; ja bis auf den dreißigjährigen Krieg war Deutschland zwar nicht so glänzend reich wie Portugall und Spanien, übertraf aber an wahrem Wohlstande und lebendigem innern Reichthume vielleicht alle durch die neue Welt zu plötzlichem Glück gelangten Länder. Die Quelle des deutschen Reichthums lag darin, worin ein großer Theil der Reichthümer Englands im achtzehnten Jahrhundert, in den Manufakturen; denn in diesen behauptete damahls durchaus durch die Menge, in einigen Fächern auch durch die Vortrefflichkeit, Deutschland den Vorzug vor allen andern europäischen Ländern, wie England in neuerer Zeit. Und diese wurden im dreißigjährigen Kriege zerstört; zahllose Schaaren von Arbeitern wanderten aus, ergriffen das Kriegsleben, verarmten, kamen um. In jeder ausführlichen Geschichte des dreißigjährigen Krieges findet man erstaunenswerthe Beispiele von einzelnen deutschen Städten, wo vor dem Kriege die Anzahl der Arbeiter eines Gewerbes nach Tausenden gezählt, nach dem Kriege nur noch wenige Einzelne gefunden wurden. Planmäßig benutzten England, Holland und Dänemark, Deutschlands nachtheilige Lage, um den eignen Handel empor zu bringen. Die verminderte Bevölkerung vollendete den Verlust und machte ihn dauernd. Lehrreich würde die Untersuchung sein, den wie vielten Theil seiner Bevölkerung Deutschland in diesem Kriege eingebüßt habe, ob die Hälfte derselben, oder ob etwa bis an zwei Drittheile, denn wenige Kriege in der Weltgeschichte kommen in den verwüstenden Folgen diesem gleich.

Nicht bloß die Zahl, auch der Geist des übrig bleibenden Geschlechts war verändert, und wurde es dauernd durch den Frieden. In allen Zeiten waren die Deutschen eine kriegerische Nation ge-

wesen, lange Zeit hindurch auch getheilt, vereint immer die erste in Europa; selbst in den Jahrhunderten, als Handel und Gewerbe einen großen Theil des Volks beschäftigte, waren nebst dem Adel auch die Städte von kriegerischem Geiste und Muth beseelt geblieben. Jetzt wurde der größte Theil des deutschen Reichs, die ganze Masse der kleinern Staaten in einen ewigen Friedensstand versetzt, denn nur einige wenige der größern Fürsten waren etwa noch mächtig genug zu bedeutenden kriegerischen Unternehmungen, die auch ihnen schwer gemacht wurden durch die künstliche Verflechtung der Verhältnisse, und den Weisesten in der neuen Ordnung der Dinge selten rathsam scheinen konnten. Gut und heilsam möchte dieß genannt werden in Beziehung auf die innere Ruhe; bei der geringen äußern Sicherheit, welche der Frieden übrigens versprach, hieß es nichts anders als Deutschland der Zukunft und seinem kaum vermeidlichen Schicksale wehr- und waffenlos überliefern.

Als der Friede endlich in Deutschland schon geschlossen war, dauerte gleichwohl dieselbe Kriegsflamme, die sich hier entzündet hatte, an den entgegengesetzten Enden von Europa noch geraume Zeit fort. Nur eine Fortsetzung des allgemeinen Krieges war der noch zehn Jahre fortdauernde Kampf zwischen Spanien und Frankreich. Im Norden schien die einmahl rege gewordene Eroberungslust Schwedens unter dem rastlosen kühnen Karl Gustav alle benachbarten Staaten jetzt noch mehr zu bedrohen, als selbst unter Gustav Adolph. Wäre es Karl Gustav gelungen, die Eroberung von Dänemark zu vollenden, so hätte er alsdann sein Reich auf lange als das erste im Norden gründen mögen. So waren seine Eroberungen, wie späterhin die Karls des Zwölften mehr glänzend und schreckend, wie ein vorübergehendes Meteor, als für die Dauer begründet. Es zeigte sich an Schweden, daß ein Eroberer in Europa wenigstens, und ganz seltne Fälle ausgenommen, an geographische Gesetze gebunden sei. Ungleich sicherer daher als Schwedens glänzende Epoche, war der langsame aber starke Anwachs der russischen Macht unter der Herrschaft des Romanow'schen Hauses. In dem pyrenäischen Frieden, welcher zehn Jahre nach dem westphälischen, den Kampf zwischen Frankreich und Spanien beschloß, war nun

endlich ganz entschieden dargelegt, was bisher immer noch zweifelhaft hätte scheinen können, Frankreichs Uebergewicht und Spaniens Verfall. Wohl war schon unter Philipp dem Zweiten der Grund dazu gelegt worden, durch seine unbiegsame Strenge und Ueberspannung aller Kräfte, am meisten durch die gewaltsame Besitznahme von Portugall und durch die, aus der Erbitterung der Glaubensstreitigkeit auch im Innern hervorgegangene Unterdrückung der Volksfreiheit. Zwar hat weder Philipp der Zweite, noch haben seine Nachfolger die spanische Verfassung wesentlich in ihrem Grunde angetastet, oder gar umstoßen wollen; allein daß die Könige nach Sitte morgenländischer Sultane meistens in der Verborgenheit ihres Pallastes zurückgezogen lebten, konnte nicht ohne große Wirkung bleiben auf den Geist, auf das Leben des Staats und der Verwaltung. Was vielleicht mehr als alles andere zum Verfall Spaniens beitrug, war, daß man verabsäumte die Nationalkraft durch Versammlung der allgemeinen Cortes von Zeit zu Zeit mit neuem Schwung zu beleben. Gleichwohl war unter Philipp dem Zweiten die Kraft des Staats, und vorzüglich der Nation immer noch sehr groß; es konnte noch viel auf Rechnung der alten Größe gesündigt werden, ehe sie ganz vernichtet war. Wie sehr auch Philipp der Zweite noch gewußt, das Ganze mit starker Hand zusammen zu halten, und selbst zu herrschen, das zeigte sich am meisten unter seinen Nachfolgern. Philipp der Dritte war mit der ängstlichsten Sorge dahin erzogen, daß nur ja sein Gemüth nicht in unzeitigem Ehrgeize so leidenschaftlich aufbrausend werde, als es mit dem unglücklichen Don Karlos der Fall gewesen war, wie denn überhaupt die Menschen einen Fehler meistens dadurch gut zu machen glauben, daß sie zu dem entgegengesetzten übergehen. Daher vermochte Philipp der Dritte bei vielen guten Eigenschaften nicht den Mißbrauch der Gewalt durch große Staatsdiener, seine ersten Stellvertreter und Statthalter zu verhüthen. Sehr nachtheilig wirkte dieser Mangel an Disciplin im Staate auch in Italien, da einzelne spanische Große, wie in der bekannten Verschwörung des Marquis von Bedmar zu Venedig, durch den Mißbrauch der Gewalt dem spanischen Ruhme und Einflusse in der öffentlichen Mei-

nung einen unglaublichen und nicht zu berechnenden Schaden zufügten. Daher entstanden heftige Gegenwirkungen, Venedigs nicht unwichtige Feindschaft, und dadurch ward es Richelieu'n möglich, der spanischen Größe in Italien den ersten großen Stoß beizubringen. Die Vertreibung der Morisken unter Philipp dem Dritten, muß vielleicht, wie die Revolution Portugalls unter Philipp dem Vierten, den ersten Gewaltschritten Philipps des Zweiten, die nicht wieder gut gemacht werden konnten, als unvermeidliche Folge seiner Fehler zugeschrieben werden. Unter Philipp dem Vierten erhob sich übrigens die spanische Monarchie in vieler Hinsicht noch einmahl mit neuem Glanze; vielleicht war nur das der Fehler, daß man zuviel auf einmahl wollte, daß man alle begonnene Kämpfe wieder erneuerte; auch traten erst jetzt manche Nachwirkungen der frühern Staatsfehler als unvermeidliche Folgen derselben hervor. Daher war Spanien seinen Feinden nicht mehr gewachsen; die Minderjährigkeit nach Philipps des Vierten Tode führte einen neuen Verfall herbei, der unter Karlos des Zweiten Herrschaft nur immer weiter sich entwickelte; der Kampf um die Erbschaft des Reichs nach seinem Tode war für Spanien zerstörend, und verloren blieb unter den französischen Beherrschern der alte spanische Ruhm und Einfluß auf Europa.

So war also Richelieu's Wunsch gelungen, Deutschland in einen dauernden Zustand von Ohnmacht zu versetzen, Spaniens Macht zu untergraben. Es war in dieser Rücksicht Ludwig dem Vierzehnten mit starker Hand vorgearbeitet. Dieses kann indessen nicht dienen, seinen Ruhm zu schmälern; jede glanzvolle Epoche der Geschichte ist, ehe sie sich ganz entwickelte, schon früher vorbereitet, und im Keime oft lange vorhanden gewesen, ehe sie äußerlich erscheint und die Welt mit Ruhm und Erstaunen erfüllt. So war auch Karl dem Großen, und Karl dem Fünften vorgearbeitet worden. Wie Karl der Fünfte war auch Ludwig der Vierzehnte von vielen großen Männern im Felde und Staate, wie in den Wissenschaften und in der Geistesbildung umgeben. Dieses kann ihm selbst nicht zum Nachtheil gereichen, vielmehr ist die erste und wesentlichste Eigenschaft für den Beherrscher einer großen Monarchie

eben diese königliche Kunst, mit großen Männern umzugehen, das Verdienst, das Genie zu erkennen, es zu gebrauchen und um sich zu versammeln. Das hat Ludwigs Ruhm groß gemacht; auch die Kunst besaß der französische Monarch, welche Philipp dem Zweiten in so hohem Maaße noch eigen gewesen war, allem was ihn umgab und was er that, ein Gepräge von Würde zu verleihen. Gleichwohl findet, wenn wir Ludwigen mit Karl dem Fünften vergleichen, ein großer Unterschied Statt; denn nicht leicht wird man z. B. von Karl dem Fünften anführen können, daß neben den großen Männern auch minder fähige und würdige so großen Einfluß bei ihm gehabt haben, wie dieß bei Ludwig oft der Fall war, wo besonders in der letzten Zeit seiner Regierung die großen Talente im Felde und im Staate durch untaugliche ersetzt wurden. Wenn die glänzende Epoche Frankreichs unter Ludwig dem Vierzehnten am meisten der innern Nationalkraft selbst, nach endlich wieder hergestellter innerer Ruhe zugeschrieben werden muß, so hat Ludwigs Zeitalter dieß mit allen glänzenden und großen Epochen der Geschichte gemein. Fragen wir nach dem Gebrauch, den er von diesen herrlichen Mitteln gemacht, nach den Zwecken und Planen, die er vorzüglich gehabt, ob sie in der Anlage groß und ruhmvoll waren, und würdig in der Ausführung, so ist die Antwort, welche die Geschichte auf diese Frage giebt, weniger günstig als Ludwig von den Lobrednern seiner Nation dargestellt zu werden pflegt. Er wollte Holland erobern, und ward gerade dadurch der Begründer der Macht Englands, welches fast schon abhängig von ihm war. Daß König Wilhelm mit unbedeutender Macht, selbst in Holland mit Hindernissen und Hemmungen umringt, auch als Feldherr keiner der Ersten seiner Zeit, bloß durch besonnenen Muth und ausdauernde Klugheit, worin er seinem Vorfahr Wilhelm von Oranien glich, im Stande gewesen ist, Holland in unabhängiger Freiheit und Kraft zu erhalten, England wieder zu einem der mächtigsten und kraftvollsten Staaten umzuschaffen, Europa aber eine neue Gestalt zu geben; das ist eines der erhebendsten Beispiele, welche die Geschichte aufstellt von dem was Einsicht und standhafte Beharrlichkeit auch gegen die größte Uebermacht

vermögen. — Das deutsche Oesterreich wollte Ludwig durch die türkische Macht vollends vernichten. Aber so wenig gelang diese Absicht, daß gerade die mißglückte türkische Unternehmung es war, welche Oesterreichs kriegerischen Geist nach dem Zustande von Schwäche der auf den dreißigjährigen Krieg folgen mußte, von neuem weckte, und hier im Osten einen großen Umschwung der Dinge herbeiführte, so daß nach vollendeter Befreiung Ungarns, schon eher Eugen Oberfeldherr ward, an die Wiedereroberung auch der ungarischen Nebenlande gedacht werden konnte. — Wenn es Ludwigen endlich doch noch gelang, sein Haus auf dem spanischen Throne zu erhalten, so ist bekannt, daß er dieß nur dem Zufalle und den Fehlern des Gegentheils, einer von jenen plötzlichen Veränderungen verdankte, welche in Englands Verfassung liegen, und Ursache sind, daß diese Macht glückliche Kriege selten durch einen vortheilhaften Frieden zu benutzen wußte. Gelungen sind Ludwigen seine Vergrößerungsabsichten außerdem vorzüglich nur gegen die Gränze des in verfassungsmäßige Ohnmacht versetzten deutschen Reichs; auf eine Weise betrieben, die selbst seine Lobredner kaum ganz zu entschuldigen vermögen. Nicht bloß als an sich ungerecht, sondern auch weil man eine Habsucht dieser Art mehr an einem Staate von minderer, oder von der zweiten Größe erwarten und verzeihen würde; für einen großen Staat ist auch unter der Voraussetzung einer ganz eigennützigen Politik, wenigstens der Schein der Großmuth und der Würde für die Dauer unentbehrlich, und selbst für die wahre Kraft oft wichtiger als eine geringe Erweiterung. — Daß Ludwig des Vierzehnten stäte Kriege Frankreichs Kräfte erschöpft, der Zustand von Schwäche in welchen es nach ihm abermahls zu sinken drohte, also nicht bloß seinen Nachfolgern zuzuschreiben, sondern die erste Quelle davon in seinem unausgesetzten Ehrgeize zu suchen sei, das ist oft bemerkt worden. Die größte und gefährlichste Wunde aber schlug er Frankreich wohl durch die Verfolgung der Protestanten, und überhaupt durch die gewaltsame Einmischung in Kirchen- und Glaubenssachen; eben dadurch veranlaßte er eine innere Gährung und geistige Gegenwirkung, welche so stark war, daß sie späterhin ganz Frankreich erschüttert hat.

Dieser unzeitige Verfolgungsgeist war es, welcher jenen Charakter der heftigsten und leidenschaftlichsten Opposition vorbereitete, welcher die französische Literatur und Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte so sehr auszeichnete, und sie zu einer großen gefährlichen Staatskraft machte. Jene geistige Opposition hatte schon im siebzehnten Jahrhunderte einen sichern Zufluchtsort und einen festen Wirkungspunkt vorzüglich in Holland, oder auch in der Schweiz. Was von da aus, um nur einen aus vielen zu nennen, Voltaire's Vorgänger und Quelle, Bayle, auf Frankreich wirkte, das war in seinen Folgen vielleicht wichtiger, als was Kriegsheere und Feldherrn vermocht hätten.

An der französischen Literatur, deren glänzende Epoche Ludwigs Zeitalter mit dem bleibendsten Ruhme umgeben hat, ist in dem Anfange jener Epoche unter Richelieu, und bei den frühern Schriftstellern derselben, der noch sehr sichtbare spanische Anstrich und Geschmack, auch in politischer Hinsicht merkwürdig, als ein Beweis, wie mächtig und wirksam der spanische Einfluß in Frankreich selbst auf den Geist gewesen war. Richelieu's nächster Zweck, eine französische Literatur zu bilden, war unstreitig der, durch den Glanz dieser neuen Erscheinung die Aufmerksamkeit von so manchen drückenden Gefühlen des Elends, oder empörenden Anblicken ungerechter Allgewalt abzulenken, nebst dem aber den Hof und den Thron zum Mittelpunkte aller geistigen Kräfte der Nation, und eben dadurch desto sicherer zum Beherrscher auch über den Geist und die Meinung zu machen. — Die innere Vortrefflichkeit der französischen Literatur unter Ludwig für Frankreich selbst, in dem was die Grundlage und der wahre Maaßstab aller Nationalbildung ist, dem Anbau nähmlich der Landessprache, erhellt am besten, wenn man die Sprachvollkommenheit der ersten Schriftsteller aus Ludwigs Zeit auf der einen Seite, mit dem theils verworrnen, theils ungebildeten Ausdrucke der frühern französischen Schriftsteller vergleicht, auf der andern Seite aber in Erwägung zieht, wie wenig es ausgezeichneten

Talenten der nachfolgenden Zeit gelungen ist, in dieser Beziehung die einmahl erreichte Vollkommenheit und Sprache auf neuem Wege zu übertreffen. In Rücksicht auf Kunst und Geschmack, wurden im Ganzen die Grundsätze in der französischen Literatur herrschend, die in der spätern Zeit auch in Italien immer mehr geltend geworden waren; in allen Fächern der Kunst und der Darstellung ward die Nachahmung der Alten als die Grundlage der Vortrefflichkeit anerkannt; eine Nachahmung der Alten, welche weder dem Geiste und den Sitten des neuen Europa ganz angemessen, noch auch mit einer richtigen Kenntniß des Alterthums verbunden war. In einer Hinsicht nahm der französische Geschmack eine ganz andere, von der italienischen Kunstart sehr abweichende Richtung. Dort war seit der Glaubenstrennung die Philosophie ausgeschlossen oder unwirksam und kraftlos gewesen, eben dadurch aber die ganze Bildung, Kunst und Literatur Italiens und Spaniens, mehr eine Cultur der Einbildungskraft als des Verstandes geworden, welche einseitige Herrschaft der Fantasie im siebzehnten Jahrhunderte schon in allen Arten der Kunst und Literatur die nachtheiligen Folgen der gestörten Harmonie in manchen Erscheinungen verrieth. Das Gefühl dieser Fehler veranlaßte in der französischen Literatur und Kunst eine Gegenwirkung, woran vielleicht nur das zu tadeln ist, daß mit dem Mißbrauche der Fantasie, zugleich diese selbst durchaus gefesselt oder ausgetilgt worden. Doch diese Betrachtungen gehören mehr der Literatur an; wichtiger in seiner historischen und politischen Folge ist es, daß auch in der französischen Literatur wie in der gallikanischen Kirche die Trennung der Philosophie und Religion zum großen Nachtheile beider, immer mehr anerkannt und als Grundsatz aufgestellt wurde. Dadurch ward die Sache des alten Glaubens, welche zugleich auch die der alten Verfassung war, von der gefährlichsten Seite wehrlos gelassen, und den Angriffen der immer leidenschaftlicher und gefährlicher anwachsenden Opposition im voraus Preis gegeben. Je verschiedenartiger die Elemente dieser Opposition waren, welche von der reformirten Parthei zuerst gebildet,

durch die Streitigkeiten der Jansenisten genährt, und in philosophischer Zweifelsucht vollends entwickelt worden, in Frankreich erzeugt, in Holland gepflegt, von da auf Frankreich und auf das ganze übrige Europa zurück wirkten; je mehr Kraft hatte sie, eine allgemeine Auflösung aller alten Grundsätze und Meinungen zu bewirken.